

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 5

Artikel: Der Wellenredaktor
Autor: Vitali, Felix A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



der wellenredaktor

Felix A. Vitali

Sprecher der Radiostation Bern

Illustriert von Fritz Bantli

Man jammert darüber, dass das Zeitalter der Technik eine Anzahl interessanter oder romantischer Berufe beinahe zum Verschwinden gebracht hat. Den Postillon, den Segelschiffmatrosen, den Fährmann. Man übersieht, dass sich ebenso viele vollständig neue und ebenso interessante Berufstätigkeiten erschlossen haben. Der «Schweizer-Spiegel» bringt von Zeit zu Zeit Schilderungen aus dem Leben solcher Berufe. Auf die Erlebnisse eines Kinoreporters, eines Fliegerphotographen folgen hier die Betrachtungen eines Radioansagers.

Die Feuerprobe

Bei der Aufnahmeprüfung fiel ich glatt durch. Der Direktor der Radiostation Bern hatte mir die Anforderungen meiner neuen Tätigkeit eingehend auseinandergesetzt. Alle an mich gerichteten Fragen konnte ich ihm mühelos beantworten. «Und jetzt», sagte er, «will ich noch Ihre Stimme hören.» Der Direktor führte mich in das grosse

Aufnahmestudio und bat mich, einige Mitteilungen in das Mikrofon zu sprechen. Es sollte auf Deutsch und anschliessend auf Französisch geschehen. Durch ein Fenster des Apparatraumes gab er mir das Zeichen zum Beginn. Ich muss gestehen, ich brachte kein Wort aus der Kehle. War es der Raum, der mit seinen Teppichen, Wand- und Deckendrapierungen mir jeden Gedan-

ken aus dem Hirn zu saugen schien, war es das feindselige Blinken der Messingschrauben auf dem kleinen Mikrophon? Ich fühlte mich ohne jeden Halt, meiner Willenlosigkeit schändlich verfallen. Erst das ermunternde Nicken des Direktors, diese erste lebende Bewegung zwischen starren Vorhangfalten und nüchternen Lampen, rüttelte mich aus meiner Lethargie, und ich würgte mit unmenschlichem Aufwand einige deutsche Sätze heraus und dann ein ganz miserabiles Französisch. Lampenfieber in einem menschenleeren Raum — ich hätte es nicht für möglich gehalten!

Ich bin dann doch angestellt worden und habe das « Mikrofieber » bei mir und andern Leuten seither gut und oft kennen gelernt.

Das blosse Ansagen bietet ja an sich nach einiger Uebung keine Schwierigkeiten. Der Sprecher muss beim Ansagen immer in ganzen Sätzen reden, er soll deutlich reden und sehr sachlich. Für das Ankündigen haben sich im Laufe der letzten Jahre traditionelle Formen herausgebildet. Vor jeder grössern Programmnummer wird die Station erwähnt. Man sagt z. B.: « Hallo Bern, wir übertragen Ihnen aus der Kirche in Biglen ein Konzert altdeutscher Kirchenmusik unter Leitung von Herrn Soundso ». (Es folgt eine Aufzählung der Mitwirkenden.) Bei musikalischen Vorträgen wird sowohl der Name der Komposition, des Komponisten als auch der interpretierenden Musiker genannt.

Beschränkte Sprechzeit

So leicht der Sprechdienst nach dem hier Gesagten erscheinen mag, so ist doch seine Ausübung viel schwerer, als man glaubt. Der Sprecher ist auch dafür verantwortlich, dass die Emissionszeiten eingehalten werden. Er muss dafür besorgt sein, dass die Künstler zur rechten Zeit beginnen und, was oft noch viel schwerer ist, auch wieder zur richtigen Zeit aufhören. Referenten zum Beispiel, die sich erst zu einem Vortrag inständig bitten lassen, sprechen 5 bis 10 Minuten über ihre Zeit hinaus. Dass es dann besonderer Ränke bedarf, um die verlorene Zeit wieder aufzuholen, ist klar, denn die einzelnen Darbietungen sind auf die Minute bemessen in ein Sendeprogramm eingestellt, das jeder Hörer meistens zu Hause neben dem Teller liegen hat. Dann wieder treten technische Störungen ein, bei denen es nicht den Kopf zu verlieren gilt.

Kommt ein Referent überhaupt nicht, oder entsteht durch irgend einen Umstand eine Pause in der fliessenden Abwicklung der Emission, muss der Sprecher mit rascher und sachverständiger Ueberlegung eine passende Einlage wählen. Meistens ist es eine Grammophonplatte oder ein « hors de programme » des Orchesters.

Jede Abweichung vom vorgedruckten Programm wird vom Hörerpublikum kommentiert. Just dann, wenn ich alle Hände voll zu tun habe, um die Unregelmässigkeit zu beheben, schrillt das Telephon ununterbrochen. Es sind nicht immer Komplimente, die der Sprecher in solchen Augenblicken zu hören bekommt. Wenn auch die Unterbrechung der Emission meist nur wenige Minuten dauert, ist es begreiflich, dass sich der Hörer erkundigt, weil er ja nicht wissen kann, ob die Störung am Sender oder in seinem Apparat steckt. Es gibt allerdings Leute, die sich nicht erkundigen, sondern gleich lospoltern. Unglücklicherweise haben sie gerade die Stube voll Gäste und fühlen sich beim Emissionsunterbruch in ihrer Radicehre gekränkt. Das Sprüchlein, dass ein selbstgebauter Radioapparat just dann versagt, wenn man mit ihm Ehre einlegen möchte, ist zu einem geflügelten Worte geworden. Es gibt aber Hörer, die vergessen, dass der Rundfunk bei aller Vollkommenheit eben Menschenwerk ist und bleibt und alles Menschliche nie unfehlbar sein kann. Vielleicht ist es dem Publikum auch unbekannt, dass durch einen plötzlichen starken Laut, einem Paukenschlag zum Beispiel, der durch Modulationskontrolle nicht genügend oder erst zu spät abgefangen werden kann, der Sender zum Aussetzen gebracht wird, da die plötzliche Erhöhung der Spannung für die subtilen Senderröhren zum Verhängnis werden kann. Dieses Ausschalten ist ein automatisches Sicherheitsventil. Das Wiedereinschalten des Senders erfordert zirka eine Minute.

Der Sprechfehlerteufel

Könnte alles geschildert werden, was sich da in der Hitze des Gefechtes an Ergötzlichkeiten ereignet hat! Einmal kam ich atemlos in letzter Minute zum Emissionsbeginn. (Wir haben sehr schlechte Tramverbindungen in unserer Stadt, sicher war ich aber zu spät von zu Hause fortgegangen.) Mit dem Hut auf dem Kopf reisse ich mit behandschuhten Händen den Kontakthebel auf und sage mein Sprüchlein:

« Hallo, Radio Bern auf Welle 403 ! » Während dem Sprechen dröhnen mir meine eigenen Worte aus einem eingeschalteten Lautsprecher in die Ohren. Ich sage den Satz zu Ende — das ist für jeden Sprecher höchste Pflicht : den angefangenen Satz zu Ende sprechen und wenn der Blitz in das Mikrophon schläge ! — stürze mich auf den Lautsprecher und schalte aus. Ich muss das tun. sonst entsteht durch die akustische Verbindung zwischen Lautsprecher und Mikrophon eine Schwingung, die sich im Empfänger als lautes Pfeifen äussert. Der Lautsprecher rückkoppelt auf das Mikrophon.

Nun, ich schaltete den Lautsprecher also aus und eilte wieder ans Mikrophon zurück, um die erste Grammophonplatte anzumelden. Ich sage den Namen des Stücks und des Komponisten und wie ich übungsge-mäss die Marke der Platte angeben will, entdecke ich, dass sie auf der geschriebenen Programmaufstellung — ein Unglück kommt selten allein — vergessen worden ist. Und diesmal gelingt es mir nicht. einen Fluch zu unterdrücken. Der Techniker erzählte mir nachher, wie sich das Intermezzo für den Hörer abspielte. Aus dem Lautsprecher sollen nämlich die Worte erschallt sein : « Unsere Schallplattenemission wird eröffnet durch den Hochzeitsmarsch von Mendelsohn, gespielt auf... Gott verdeckel ! »

Die kleine Begebenheit zeigt, dass der Sprecher mit dem Einschalten des Mikrophones persönliche Gefühle ausschalten muss. Aber es kann auch in anderer Hinsicht Ueberraschungen geben. Ich will nur einige der üblichsten nennen : Von einer Grammophonplatte wird zweimal die gleiche Seite gespielt. Beim Verlesen des Marktberichtes vernimmt der staunende Hörer, dass das Kilo Schweinefleisch 130 Franken kostet, das Paar Faselschweine hingegen Fr. 3.50. Schlimm ist es, wenn einem der allgeläufigste Ausdruck just dann ins Unterbewusstsein entfleucht, wenn er angewendet werden sollte. Hier halte ich es mit jenem Geigenkünstler, der immer, wenn ihm das Gedächtnis streikte, die Finger automatisch weiterspielen liess : ich schliesse die Augen und lasse den Mund reden... Und es ist dabei noch nie ein Unsinn herausgekommen ! Anderseits aber ist es manchmal geradezu kläglich, wie man über die gebräuchlichsten Worte stolpert. So sagte einmal eine Sprecherin beim Verlesen des Wetterberichtes statt « warm, zunehmende Bewölkung »

ganz deutlich : « warm, zunehmende Bevölkerung ». A propos Wetterbericht kommt mir in den Sinn, dass ich in den ersten Tagen meines Sprecherberufes einmal herausstotterte : « In der Tiefe Höhnenbel » und, mich dann verschlimm-verbessernd, wiederholte : « In der Höhe Tiefenbel ».

Anlässlich der Uebertragung der Abrüstungskonferenz in London, die grösste Uebertragung, die bis heute im Rundspruch vorgenommen worden ist, kündigte ich mit feierlichen Worten an, dass jetzt der englische König die internationale Flotten-Konkurrenz (statt Konferenz !) eröffnen werde, womit ich, ohne es zu beabsichtigen, einen politischen Witz machte. Einmal sollte ich an einem volkstümlichen Abend den Jodel « Dr Aetti » ankündigen. Wissen Sie was ich sagte ? « Dr. Aetti » (Doktor Aetti !).

Typisch ist, dass man solche Fehler selber meistens nicht hört. Ich behaupte, dass selbst der hartgesottenste Sprecher beim Beginn einer Emission immer irgendwie in Trance ist, d. h. die gleichen Gefühle empfindet, wie sie ein Redner oder Schauspieler bei seinem Auftritt vor einer riesigen Menschenmenge erlebt. Auf unserer Station hat sich einmal der groteske Fall ereignet, dass eine Sprecherin statt anzumelden, ein Kindergebet aufgesagt und nachher hoch und heilig beteuerte, dass es nicht wahr sein könne. Alle diese Vorkommnisse sind im Grunde genommen nichts anderes als « Mikrofieber », mit andern Worten : Aeusserungen des Lampenfiebers vor dem Mikrophon.

Wenn schon der Sprecher, dessen Beruf es ist, vor dem Mikrophon zu stehen, immer und immer wieder dagegen ankämpfen muss, so wird man einen Maßstab dafür gewinnen, wie sehr gelegentliche Mitwirkende — und als solche sind beinahe alle Referenten und Künstler zu betrachten — diesem Mikrofieber unterworfen sind. Weder Professoren noch Pfarrer, die in ihrem täglichen Leben doch auch auf Katheder oder Kanzel stehen, sind davon ganz befreit. Ein grosser Vortragskünstler bat unseren Direktor inständig, während seinen Rezitationen nicht allein gelassen zu werden, da er sonst kein Wort hervorbringen könne. Ein Schriftsteller wiederum erklärte rundweg, dass er nur in dem grossen Aufnahmestudio spreche; wenn er in der kleinen Kabine vortragen müsse, laufe er davon. Dabei ist die kleine Kabine gerade für Vorträge geschaffen



Politiker, welche gewohnt sind, vor einem tausendköpfigen Auditorium zu sprechen...

holgesetzgebung auch des Radios zu bedienen wusste, beim Beginn seiner Ansprache einen nervösen Eindruck hinterliess.

Eine Sache für sich ist die Stimmprüfung der Rezitatoren und Sänger. Ein Heer von Sängerinnen zieht in einem Jahr vor das Mikrophon. Wenige bleiben. Die meisten von ihnen überraschen sich selbst mit der fatalen Entdeckung, dass sie während der Probe die Stimme verloren haben. Sie haben das erste Mal in einem gedämpften Raum gesungen. Sie hörten ihre Stimme fremd, kalt und arm — ohne die Raumwirkung, die sie bisher so getäuscht hatte. Denselben verwirrenden Eindruck erzielt oft die von der üblichen Ordnung grundverschiedene Konzertaufstellung der Instrumente im Studio. Auch mit der Gesangstechnik — der Sänger muss sich beim piano dem Mikrophon nähern, beim forte sich vom Mikrophon entfernen — werden viele nicht fertig.

Meistens verebbt die erste Aufgeregtheit, wenn der Vortragende sich «warm geredet oder gespielt» hat. Sind einmal die ersten kritischen Minuten überwunden, findet er seine Ruhe und Sicherheit. Der erschwerende Moment am Mikrophon ist, dass der Künstler oder Redner kein Auditorium vor sich hat, die Wirkung seines Spieles oder seiner Worte also nicht ermessen kann. Dies ist besonders kritisch für Beiträge humoristischen Einschlages. Sehr oft erklärten mir Redner nach ihrem Auftreten, dass sie eigentlich an der oder jener Stelle eine Glosse vorgesehen hatten, sie dann aber schliess-

worden! Bei einem Interview war der Interviewer derart erregt, dass ihm der Gefragte die zu stellende Frage vorerst auf dem Notizblock zeigen musste. Der Interviewer war ein bekannter Kampfflieger der schweizerischen Armee. Unter diesen Umständen wird es nicht verwundern, dass selbst Herr Bundesrat Musy, als er sich für die Revision der Alkoholgesetzgebung auch des Radios zu bedienen wusste, beim Beginn seiner Ansprache einen nervösen Eindruck hinterliess.

lich als nicht angebracht fallen lassen. Ein Redner, der öffentlich auftritt, lässt sich vom Beifall des Publikums leiten. Der Beifall braucht nicht laut zu sein, er kann nur in den Mienen stehen. Jeder gute Redner vermag aus dem Gesicht seiner Zuhörerschaft die Wirkung seines Vortrages zu ermessen. Das gibt ihm ein Gefühl der Sicherheit. Der Radioredner hingegen spricht in den leeren Raum. Seine überzeugendsten Argumente bleiben für ihn während seiner ganzen Rede ohne feststellbare Wirkung. Das bedingt, dass der Radioredner über eine beträchtliche Dosis Selbstsicherheit verfügen muss.



...zittern wie Espenlaub, wenn sie vor dem kleinen Mikrophon stehen

Worte, nicht Gesten

Das Auftreten vor dem Mikrophon ist also, wenn man so will, eine Prüfung des Selbstbewusstseins. Im Studio zeigen sich die Leute wie unter einer scharfen Lupe. Das kleine Fenster, das von der Technikerkabine in den Aufnahmeraum führt, hat mir schon manches ergötzliche Bild vermittelt. Die meisten guten Redner, besonders die Schauspieler, begleiten ihre Vorträge mit lebhaften Handbewegungen. Ja, die Schauspieler umarmen sich sogar in Liebesszenen eines Hörspiels vor dem Mikrophon. Obwohl das niemand sieht, ist einmal die Macht der Gewohnheit von der Bühne her da, anderseits aber wird durch die Handlung eine Illusion geschaffen, die das Spiel erleichtert. Sieht man diese Bewegungen auch nicht, so vertiefen sie doch den Vortrag durch die Illusion, die sie im Interpreten erwerken und diese Illusion ist hier wieder die Stütze, derer selbst der Schauspieler bedarf. Der Künstler muss sich aber hüten, je zu vergessen, dass er nicht gesehen, sondern nur gehört wird. Der «Freizeit-Onkel», ein Original, das zur Jungmannschaft des Radios spricht, plaudert sich bei der Unterhaltung mit seinen Buben und Mädchen oft so sehr und so eifrig in seine

Liebhabereien hinein, dass er schon statt bei seinen Bastelkursen Masse anzugeben, die beiden Hände abschätzend auseinanderhielt und sagen konnte: « Nämst jitz nochli Fade — öpe e so läng. »

Die Kunst der freien Rede

Vielen Vortragenden bedeutet die technische Apparatur ein unsägliches Schreckmittel. Mit viel Geduld und leisen beruhigenden Worten — alles Drängen wirkt bei Nervösen bekanntlich wie ein Funke in einem Pulverfass! — mit Geduld und nochmals Geduld also, wird erklärt, dass man vorerst das Aufblühen des roten Lämpchens erwarten müsse. Sei es soweit, könne der kleine Hebel aufgezupft und dann mit dem Sprechen begonnen werden. Schön, der Referent ist angemeldet, die Kabinetture wird leise geschlossen und das besagte Lämpchen glüht auf. Vergebliches Warten — kein Wort ertönt aus dem Lautsprecher. Ich gucke durch das Fensterchen, richtig, der Mann spricht bei geschlossenem Mikrophon. Um die Sache zu vereinfachen, zupfe ich nach nochmaliger freundlicher Erklärung den Hebel, der das Mikrophon einschaltet, nun selbst auf und der ahnungslose Hörer vernimmt zu Hause folgende Einleitung: « Eh, das cheibe Hebeli ... Jitz hani ganz vergässe, dass das muess offe si. Chani jitz afa? » Und nach einer Pause: « Meine Damen und Herren, es ist mir eine grosse Freude ... usw. » Diese Dinge kommen fast monatlich vor, ohne Unterschied des Referenten. Sehr unangenehm wirkt es, wenn bei einem Vortrag jeder vierte Satz von einem Hustenanfall unterbrochen wird. Natürlich kann der Referent nichts dafür, dass er sich erkältet hat, aber der Habitus weiß, dass er in diesem Fall ganz einfach das Mikrophon für einige Sekunden durch Senken des Hebels ausschalten kann. Das gleiche gilt für geräuschvolles Nasenputzen. Begreiflich! Wenn man einen Menschen nur eine halbe Stunde hören kann, erwartet man eben etwas Interessanteres als die Reinigung seines Riechorgans. Sehr sorgfältig muss auch das Umblättern der Manuskriptseiten geschehen, denn das Knistern von Papier kommt im Radio lautem Gecknatter gleich. Diese Erwähnung berührt einen weiteren Punkt: die Radio-Redner und Hörspiel-Akteure halten sich an Manuskripte. Der freisprechende Redner gehört zu den ganz grossen Seltenheiten und ist

dann entweder sehr gut, oder sehr schlecht. Missbraucht ein Vortragender das in ihm gesetzte Vertrauen dadurch, dass er, wie dies besonders früher der Fall war, das Mikrophon für private Mitteilungen, meist Grüsse an seine Verwandtschaft benutzt, sich politische oder konfessionelle grobe Ausfälle zuschulden kommen lässt, oder eigennützige Reklame betreibt, so gibt es nur ein Mittel: man warnt den Sprechenden durch einen Zettel. (Sehr oft interessiert der Zettel derart, dass der Vortrag mitten im Satze abgebrochen und erst nach langer Pause wieder aufgenommen wird!) Fruchtet die Mahnung nicht, greift man zu dem unfehlbarsten Mittel: man schaltet kurzerhand aus!

* * *

Meine Aufgabe ist es, nicht nur die Rede eines Referenten anzusagen, sondern in den meisten Fällen, den Referenten überhaupt zu engagieren.

* * *

Den Höhepunkt der Radioprogramme bilden Interviews, Reportagen, Hörspiele und Uebertragungen. Sie besitzen auch für den Sprecher die grösste Anziehungskraft, denn dann ist er nicht allein vor dem Mikrophon, sondern hat Menschen um sich, er findet Räsonnanz. Hier darf der Ansager im Gegensatz zu seinem Verhalten bei den üblichen Programmankündigungen als Persönlichkeit wirken. Er darf etwas aufs Spiel setzen, selbst auf die Gefahr hin, vom « Nimbus seiner Unfehlbarkeit » einzubüßen. « Als Ansager ist man » wie unser Direktor grotesk zu sagen pflegt, « das Aushängeschild der Radiostation, als Sprecher Individuum ». Das interessanteste Interview, bei dem ich bis jetzt dabei war, ist das Zwiegespräch mit Ludwig Renn gewesen.

Frisch von der Leber weg

Unsere Station hat letzten Winter auch eine Reihe von Berufs-Interviews vermittelt. « Kurze Interviews mit Prominenten zur Orientierung von Eltern und Erziehern über die Aussichten in den verschiedenen Berufen » nannte sie das Programm. Am ersten Abend standen ein Zahnarzt, ein Organist und ein Tapezierer vor dem Mikrophon. Ich stellte ihnen nun eine Reihe ganz bestimmter Fragen, die es dem Hörer ermöglichen, die Aussichten der verschiedenen Berufe miteinander zu vergleichen.

Dies erforderte eine sehr konkrete Fragestellung. So musste der «Prominente» über den Gehalt eines Lehrlings, eines Angestellten in unabhängiger und eines Funktionärs in leitender Stellung genau Auskunft geben. Um diese Angaben zu erhalten, mussten wir davon absehen, den Namen des Interviewten zu nennen. Die Gespräche hätten ohne den gewährten Schutz der Anonymität kaum je so unmittelbar gewirkt.

Die Berufsvertreter erhielten zu den Interviews einen Auszug der Fragen zugestellt. Diese Fragen durften aber nicht zur schriftlichen Vorbereitung dienen. Bei jedem Interview wird ausdrücklich verlangt, dass frei geantwortet wird. Wenn der Antwortende seine Fragen herunter liest, hat der Hörer sofort den Eindruck einer abgekarteten Sache. Das ist aber ein Interview nicht und darf es auch nicht sein. So reden wie einem der Schnabel gewachsen ist! Im täglichen Leben sprechen wir ja auch nicht in grammatischen Sätzen! Aus diesem Grunde lassen wir es jedem Interviewten frei

gestellt, Mundart oder Schriftdeutsch zu sprechen. Leider wird aber nicht immer nach Fähigkeit entschieden. So glaubte ein Bankprokurist seinem Standesbewusstsein das Schriftdeutsch schuldig zu sein. Und während des Gespräches hatte er oft grosse Mühe, die rechten Worte zu finden. Just nach ihm kam ein Gipser an die Reihe, der durch seine Unbefangenheit und träge Ausdrucksweise einen köstlichen Eindruck hinterliess. Der Gipser sprach Mundart. So bewegte er sich wie im eigenen Hause.

Interviews haben meistens ein lebhaftes Echo. Interessant ist die Tatsache, dass bei den Berufsinterviews das grösste Echo aus den Verbänden kam. Sprach ein Tapezierer, so regte sich am andern Tage der Tapeziererverband, sprach der Coiffeur, so polterte der Coiffeurverband usw. Die erste Frage galt dem Namen des Prominenten. Dann wurden sämtliche Erklärungen unseres Berufsvertreters im Bausch und Bogen als «nicht den Tatsachen entsprechend» erklärt. In solchen Fällen bemerkte ich wahrheitsgemäß, dass wir keinen Theoretiker, sondern einen Praktiker interviewt hätten, einen Mann, der selbst ein sehr alteingesessenes Geschäft führte. Worauf es sich dann meistens herausstellte, dass der Prominente sich den Zorn der Götter durch eine etwas freie Kritik an den Interessen des Verbandes heraufbeschworen hatte. Die Zwischenfälle verliefen nach einigem Premieregepolter in aller Minne.

Fernsehersatz

Reportagen und Uebertragungen haben den einen verwandten Punkt: Die Aufnahme geschieht nicht im Studio der Sta-



Eine Reportage des Verfassers mit dem Mikrophon

tion, sondern « ausser Hause ». Steht im Programm von einer Uebertragung eines Orgelkonzertes aus der Französischen Kirche, so ist darunter zu verstehen : einer unserer Ingenieure hat ein Mikrophon in der Französischen Kirche aufgestellt. Das Mikrophon ist mit unserer Station durch eine Telephonlinie verbunden. Es handelt sich dabei um eine der üblichen Linien. Bei Uebertragungen und Reportagen mietet also die Radiostation den Draht, ganz gleich wie jeder Telephonabonnent, mit dem begreiflichen Unterschiede, dass für die oft bis zwei Stunden dauernde Linienbesetzung eine niedrigere Taxe verrechnet wird. Die Reportage ist eine Uebertragung einer Veranstaltung. Am populärsten sind die Uebertragungen von den Länderwettspielen beim Fussball. An irgend einer reservierten Stelle im Zuschauermeer sitzt der Sportsprecher und verfolgt den Verlauf des Spieles. Unzählige Male fliegt der Ball über den Rasen, wird von den Stürmern vorgeschnitten, von den Backs zurückgeschlagen, vom Goalkeeper aus der Luft oder... aus dem Netz geholt und immer verfolgt die Gestalt hinter dem weissen Marmorkästchen mit atemlosen Worten die Bewegung des Feldes. Tausende von Hörern erleben in ihrem Lande das Treffen. Ich selbst habe bei einer Fussballreportage noch nie gesprochen, dazu muss man selber Fussballer sein. Ich habe aber schon als Radiohörer beim Verfolgen eines Länderwettspiels fieberhafte Spannungen erlebt, obwohl ich sie mir erst nicht eingestehen wollte. Die abgerissenen, gehetzten Sätze des Sprechers, die Brandung der Masse, der schrille Pfiff der Schiedsrichterpfeife, die parteiische Anteilnahme an den Anstrengungen der Länderelef tragen eine richtige Kampfatmosphäre in die friedliche Wohnstube des Hörers. Das gleiche Erlebnis ist mir schon von vielen bestätigt worden, die sich sonst um den Fussball keinen Deut mehr kümmern als um die englischen Derby-Rennen.

Der Sprecher einer Reportage muss jedes Erlebnis unmittelbar mit der Sprache gestalten können, muss also den « Mund sehen lassen ». Die grosse Schwierigkeit ist das unterbruchslose Sprechen. Der Hörer erkennt erfahrungsgemäss keinen Unterbruch der Handlung. Er verlangt also mehr als die Wirklichkeit gibt. Diesem Umstande ist unbedingt Rechnung zu tragen. Ein Zeitungsreporter wird nach einer Veran-

staltung die grossen Geschehnisse aus der Kette von Eindrücken herausgreifen. Der Radioreporter hat es schwieriger. Er muss die grossen Geschehnisse im Verlaufe einer Veranstaltung voraussehen und seine Reportage zeitlich darauf einstellen.

Querschnitt

Ich habe aus meinen Reportagen die Lehre gezogen, dass es sehr klug ist, einige allgemeine Punkte, die in den Rahmen der Uebertragung passen, vorzubereiten und sie dann als Lückenbüsser einzustreuen. Bei einer guten Reportage muss die Veranstaltung selbst wirken. Der Sprecher wird sich also auf eine knappe Einführung beschränken und dann versuchen, möglichst viele Personen aus seiner Umgebung vor das Mikrophon zu bringen. Der Stimmwechsel ist für den Hörer von erfrischender Wirkung, ganz abgesehen davon, dass ein Sprecher, und wenn er in noch so packenden Worten das Geschehen um ihn herum zu schildern weiß, nie so überzeugt, wie wenn eben diese Umgebung durch sich selbst wirkt.

Bei meiner ersten Reportage war mir die Aufgabe gestellt worden, das Leben und Treiben im Berner Kornhauskeller während des Ziebemärits abzulauschen. Da der Ziebemärit eine volkstümliche Angelegenheit ist, musste ich Dialekt sprechen. Das fiel mir insofern schwer, als ich als Ostschweizer mit dem Berndeutschen auf dem Kriegsfuss stehe. Obwohl ich mit dem «gäng» recht freigiebig war, brüllte mir ein angeharterter Student zu: «Lehr du afe dütsch!»

Das Glück spielte mir ein fröhliches Intermezzo in den Weg. Bei meinem Bummel über die Galerie stiess ich auf ein Jünglein, mit der ich einige Wochen zuvor einen vergnügten Tanzabend verbracht hatte. Sie wusste mir sehr viel aus der Zwischenzeit zu erzählen. Am Schlusse ihrer Beichte fügte sie hastig bei « Gällid Ihr sägid das aber niemerem ». In ihrer Unschuld hatte sie nicht bemerkt, dass alles, was sie mir mit bedrängtem Herzchen anvertraute, von dem boshaften weissen Kästchen aufgesogen wurde und in alle Welt hinaus wanderte.

Die Notlüge

Am Neujahrsmorgen stand ich hinter einer dicken Säule am Eingang des Bundeshauses und erzählte den Hörern von den Diplomaten, die mit ordengleissenden Brüsten und blitzenden Lackschuhen an mir vorbeischritten.

ten. In den Pausen zwischen der Anfahrt der einzelnen Automobile plauderte ich über die Entstehung der diplomatischen Gebräuche. Wenn dann aber zulange kein Automobil erscheinen wollte und ich es an der Zeit fand, meinen Hörern wieder etwas «Handlung» zu vermitteln, liess ich meinem Mikrophon den Gesandtschaftsstab irgend eines noch nicht erschienenen Landes vorfahren. Kamen die Herrschaften dann später angerückt, hatte ich sie unbegrüsst vorbeizulassen. Jedes Mal, wenn ich ein neues Land meldete, intonierte ein kleines Orchester im Studio die entsprechende Landeshymne. Die Station erhielt nach dieser Reportage, meiner zweiten, eine Reihe freundlicher Zuschriften. Lediglich ein bernischer Regierungsrat äusserte seine Bedenken über einige meiner sarkastischen Bemerkungen, die nach meiner Ansicht recht harmlos gewesen waren. Nun, Regierungsräte haben eben ihren eigenen Standpunkt.

Kurze Zeit darauf durchwanderte ich mit dem Mikrophon die eidgenössische Münzstätte. Die Führung hatte alt Direktor Adrian übernommen. Meine Aufgabe war es, die Räume und Maschinen, die einzelnen Vorgänge und Eindrücke so zu schildern, wie sie sich meinem Laienauge darboten. Die Erklärungen des Münzdirektors unterbrach ich durch Fragen, auf die er bereitwilligst eintrat. Diese Reportage war bis heute technisch die vollkommenste. Das hallende Schreiten durch die Gänge und das Donnern der Maschinen fanden eine packende Wiedergabe. Leider musste ich die Wiege des eidgenössischen Geldes so arm verlassen, wie ich sie betreten hatte. Unter dem Portal warnte mich der Direktor, meine erworbene Ortskenntnis auszunützen. Dabei erfuhr ich übrigens, dass der Einzige, der die eidgenössische Münze bis heute bestohlen hat, ein ehemaliger Polizist gewesen sei.

An der Bieler Fastnacht hatte ich das Mikrophon auf dem Zentralplatz aufgestellt. Vier tapfere Feuerwehrmänner besorgten mit Seilen die Absperrung. Nun besitzt aber das Publikum die Untugend, dass es hören will, was an einem Mikrophon gesagt wird. Das wurde mir hier, wie schon öfters, zum Verhängnis. Während ich zu Beginn der Reportage die vorüberziehenden Gruppen des Umzuges anhalten und sie zu einer Darbietung vor dem Mikrophon veranlassen konnte, wurde die Absperrung später durch eine aufmarschierende Blechmusik durch-

brochen. Im Nu bildeten die Bürger Biels eine dichte Mauer um mich herum und schnitten mich von dem Geschehen der Strasse vollständig ab. Dazu kam, dass sich viele Beine fortwährend in das Kabel, das vom Mikrophon zum Telephonanschluss führte, verfingen, und die Uebertragung ernstlich gefährdeten. Das alles hätte noch wenig zu bedeuten gehabt, wenn die hundertköpfige Menge nur nicht so unheimlich geschwiegen hätte. Aber natürlich, sie wollten eben hören, was ich von ihrer Fastnacht zu sagen hatte. Wie sollte ich aber die Hörer von der entstandenen Situation überzeugen? Schliesslich kam ich auf einen Einfall, der mir aus der Patsche half: Ich liess die ganze riesige Menge in ein Hoch auf Prinz Karneval ausbrechen. Das entfesselte Geschrei hat dann den letzten Hörer zu überzeugen gewusst, dass mein Mikrophon von einer Menschenmenge belagert war.

Was ich aus der Alltäglichkeit meines Berufes in diesen Zeilen wiedergegeben habe, ist nur ein lückenhafter Querschnitt meiner Arbeit. Ich danke dem Radio neben der Unterhaltung viele Stunden der Erbauung und der Weihe. Ich habe dabei schneller und bewusster leben gelernt, denn ich fühle mich irgendwie in der Nähe der grossen Achse des kreisenden Lebens. An mir selbst habe ich erfahren, dass der Rundfunk nicht nur unterhalten will. «Er soll zu einem Kulturfaktor werden, unter völliger Wahrung seiner Volkstümlichkeit.» Diese Worte hat mein Direktor als Leitmotiv über unser Schaffen gesetzt. Aber glauben Sie mir, das Publikum macht uns diese Aufgabe nicht immer leicht.

Die Hörerschaft ist das bunteste Publikum der Welt. Es kennt keinen Einheitsgeschmack. Was dem einen recht ist, ist dem andern schlecht, und jeder meint, er sollte massgebend sein. Die paar Zuschriften, welche folgen, geben einen kleinen Begriff von der Selbstherrlichkeit mit der viele Hörer ihre persönlichen Wünsche und Bedürfnisse äussern.

DIE SEITE DER HÖRER

«Schon seit längerer Zeit bringen Sie schäussliche Musikvorträge. Die vielen Grammophonkonzerte, die Sie bringen, finde ich als die fürchterlichste Musik. Kein richtiges Stück wird einem geboten. Alles ist nur modernes, verrücktes Zeug. Auch das Kursaalorchester, sowie die italienische Kapelle (ein-

und dieselbe Kapelle!) bringt nichts Schönes. Man ist nur auf die Auslandstationen angewiesen. Ich muss mir sagen, für diesen Humbuck ist der Konzessionsbetrag viel zu hoch. Dieses Geld verdient nur Toulouse. Gegenwärtig senden Sie wieder einfältigen Gesang. »

Keine Unterschrift.

Eine Bitte. Es betrifft das Abspielen der Grammophonplatten am Mittag. Wohl allgemein wird diesen Emissionen sehr grosse Aufmerksamkeit geschenkt und auch mit Recht, denn diese Darbietungen sind wirklich bald nicht mehr zu überbieten. Leider bin ich Samstags geschäftlich immer verhindert, die ernste Musik zu geniessen, die mir vor allen übrigen am meisten zusagt. Aber auch Mittwochs bin ich sehr häufig auch geschäftlich abwesend, ebenso abends gewöhnlich bis 7 Uhr, so dass ich also in den meisten Fällen auf diesen Genuss verzichten muss. Wäre es nicht möglich, den Turnus zu ändern und die ernste Musik auf die übrigen Tage zu verlegen. Für dieses Entgegenkommen wäre ich Ihnen wirklich dankbar. A. G. in Th.

« Mit diesem Schreiben möchte ich eine Bitte an Sie, geehrte Herren, richten. Meine Mutter wird am 12. Juni ihren 75. Geburtstag feiern. Da nun dieselbe eine eifrige Radiohörerin ist und sogar behauptet, das Radio habe ihr Leben um Jahre verlängert, möchte ich anfragen, ob es nicht möglich wäre, zu ihres Festes Ehren auch ein Festprogramm aufzustellen, und zwar volkstümlich. Vielleicht die Gruppe Heimatsang aus Niederscherli und dann chli Handörgeler und zu guter Letzt noch etwas Humor; denn für so etwas ist sie immer Abnehmer.

Hoffend, dass Sie meinen Wünschen entsprechen werden, verbleibe ich mit hochachtungsvollen Grüßen

Frau M. R.-R. in B.

« Die am 28. dies, abends von 8 bis 9 Uhr dargebotene Kabarettunterhaltung hat in unserem Familien- und Bekanntenkreise einen

sehr schlechten Eindruck hinterlassen und begreifen wir nicht, wie die Direktion eine solch' gemeine Vorführung, wie das Maxim zulassen konnte. In Hurenhäusern, wo nur Lebemänner und dito Weiber verkehren, mögen solche Vorführungen am Platze sein, bei anständigen Leuten, und deren sind bei Radio Bern noch viele Tausende, sind solche Vergnügungen schlecht angebracht. Was mögen die armen Kranken in ihren Schmerzen gedacht haben, solch' abscheuliches Zeug mitanhören zu müssen, wo sie den weiteren Verlauf in ihrem Sinnesorgan verfolgen mussten. Und dass sich zu dieser Handlung noch Theaterleute herandrängten, um nebenbei noch Geld zu verdienen, ist für unser Theaterleben sehr unwürdig. Letzteres ist für das Volk da, zur Bildung und nicht, um sich aufzurenigen unter schlaflosen Nächten. Die Bettelei, um in den Krankenhäusern Radio einzurichten, hat jedenfalls einen schönen Ertrag abgeworfen, aber nicht für solch' schmutzige Pariser Maximvorstellungen. Wir wollen hoffen und erwarten, dass sich die Direktion auf das Hinzudrängen von Theaterleuten in der Folge nicht mehr beeinflussen lässt, der Anstand geht über das Nebenbeigeldverdienen.

Achtungsvoll

Ein beinahe Halbblinder.»

A la carte hören

Ich begreife ja die Hörer sehr gut: Man sitzt zu Hause, ist so richtig aufgelegt für fröhliche Unterhaltung, schaltet ein und muss zwei Stunden lang ein Symphonie- oder gar ein Kirchenkonzert mitanhören. An einem andern Tag hat man das Bedürfnis nach innerer Sammlung, schaltet ein und muss zwei Stunden lang Jodler und Ländlermusik mitanhören usw.

Halt, aber gerade das stimmt nicht: niemand muss! Das ist der Kardinalfehler eines Radiohörers, wenn er sich dem Programm seiner Station verpflichtet glaubt! Dutzende von Sendern arbeiten ja zur gleichen Zeit



Schauspieler vergessen, dass sie der Zuhörer nicht sieht und machen vor dem Mikrophon Gesten als ob sie im Theater wären.

und sicher bietet einer von allen das, was die augenblicklichen Wünsche erfüllt. Radio hören, heisst auswählen können! Das ist es, was viele Hörer immer noch nicht begreifen hönnen.

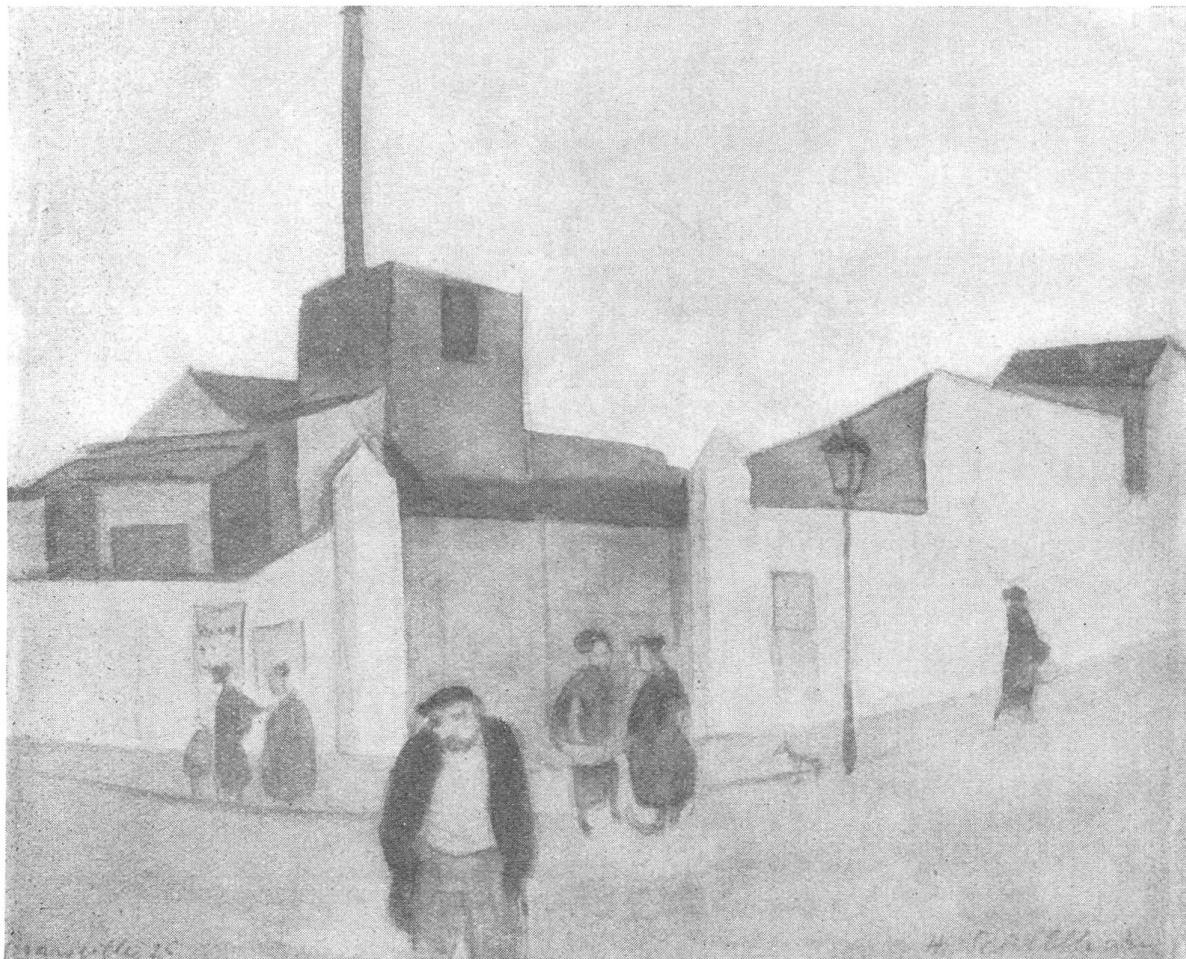
Die Reaktion der Unzufriedenen ist merkwürdigerweise viel stärker, als die Reaktion der Zufriedenen. Um zu reklamieren, nehmen viele die Feder in die Hand, die sonst nur bei grossen Familienfesten oder Beerdigungen schreiben.

Bei Vorträgen wird selten Missfallen geäussert, es sei denn gegen Ausfälle politischer oder religiöser Art. Vorträge werden interessanterweise weniger als Gemeingut betrachtet als die Musik. Die Musik bildet in 90 von 100 Fällen den Stein des Anstoßes. Der grosse Kampf geht, wenn man so will, um volkstümliche oder moderne Musik. Zahllos sind die Schreiben, welche in einem einzigen Jahr über diesen Punkt eingingen. Wenn irgendwo, so gilt hier das Sprichwort:

Man kann nicht zwei Herren dienen. Und so dient unsere Station in kluger Erkenntnis bald der einen und bald der andern Richtung.

Natürlich nehmen wir auf die Wünsche der Hörer Rücksicht, aber doch nicht in dem Masse, dass auch wir den Geschäftsgrundsatz « der Kunde hat immer recht » zum Leitmotiv unserer Tätigkeit erheben. Wollte eine Station sich in der ganzen Linie auf den Durchschnittsgeschmack einstellen — und ich glaube, er hiesse Jodler, Ländlermusik und witzig-derbe Plaudereien — so wäre das meiner Ansicht nach eine sehr schlechte Station.

Wie die Theaterdirektoren oder die Zeitungsredaktoren bemühen wir uns, dem Publikum eher etwas Besseres vorzusetzen, als es eigentlich wünscht. Dieser Grundsatz ist es auch, was mich mit dem Bewusstsein erfüllt, einen kleinen Teil beizutragen an der kulturellen Aufgabe des Radios.



Hans Schöllhorn : Aquarell